

Der Landwirt.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

Nr. 21.

Wiesbaden, 13. Juni 1906.

21. Jahrgang.

(Nachdruck verboten.)

Anleitung für die Desinfektion bei ansteckenden Tierkrankheiten.

Von Math. Webers-Revelier.

Es gibt zahlreiche Tierkrankheiten, welche einen flüchtigen oder festen Ansteckungsstoff entwickeln, vermöge dessen sie auf andere Tiere, einzelne selbst auf den Menschen übertragbar sind. Da die meisten dieser Krankheiten tödlich enden, so mußten im Interesse des Gemeinwohls Gesetze geschaffen werden, welche durch bestimmte Verhaltensmaßregeln ein Weiterverbreiten fraglicher Krankheiten verhindern sollen.

Nach dem Gesetz vom 23. Juni 1880 und 1. Mai 1894 und der zur Ausführung derselben erlassenen Instruktion hat eine Aufschlüsselung und Vernichtung von Ansteckungsstoffen — Desinfektion — bei folgenden Tierseuchen stattzufinden:

Milchbrand, Tollwut, Rost- und Wurmkrankheit der Pferde, Cholera, Maul- und Rinderpest, Rinder- und Klauen- seuche der Rinder, Schaf-, Ziegen und Schweine, Lungen- seuche des Kindes, Pocken, Räude der Pferde und Schafe.

Die Mittel, welche behufs Ausführung der Desinfektion verwendet werden sind:

1. Kalilauge, sog. Schmierseife, grüne oder schwarze Seife. Die Anwendung erfolgt als Seifenlösung. 3 Teile Schmierseife werden in 100 Teilen siedendheißem Wasser gelöst (rund 1/2 Kilo in 17 Liter (ein Eimer) Wasser).

2. Sodaaufguss. Soda wird zu 1—2 Teilen in 100 Teilen Wasser gelöst. Die heiße, womöglich kochende Sodaaufguss ist ein gutes Desinfektionsmittel und tötet kochend die Krankheitskeime schon innerhalb 5 Minuten.

3. Chlorkalk, bekannter Kalk a) in trockener Form als Pulver, b) mit 2 Teilen als Kalkbrei, c) mit 20 Teilen Wasser als Kalkmilch.

4. Chlorkalk, entweder mit 8 Teilen Wasser zu einem Brei oder mit 20 Teilen Wasser zu Chlorkalkmilch angerührt. — Das sich entwickelnde Chlorgas ist stark giftig, daher Vorsicht beim Einatmen!

5. Karbolsäurelösung. 1 Teil flüssige Karbolsäure in 16 Teilen Wasser gelöst. Die rohe Karbolsäure ist im Wasser schwer löslich, man erreicht die Lösung durch geeignete Zusätze wie Seifen, Lauge oder Salze. Zu den löslich gemachten Präparaten gehören: Karbolsäureseife, Sanitol, Karbolsäurelösung, Aresol, Japal, Bacillol, Solvol, Saprol usw. Von diesen ist Japal und Karbolsäurelösung am empfehlenswertesten. Karbolsäurelösung wird bereitet, indem auf 20 Teile der noch heißen Schmierseifenlösung (siehe diese) 1 Teil rohe Karbolsäure unter Umrühren zugefügt wird. Sie kommt an Wirkung ungefähr der Wirkung gleichstarker Lösungen von reiner Karbolsäure gleich.

6. Aresolwasser, hergestellt aus 1 Teil Aresolseifenlösung und 9 Teile Wasser.

7. Steinkohlens- oder Holzteer. Das Desinfektionsverfahren kann sich entweder auf den Standort, die Stall- gerätschaften und die Ausrüstung der Stallbedienten be- ziehen, oder sie umfaßt den ganzen Stall und alle darin ent- haltenen Gegenstände, erstreckt sich auch auf verunreinigte Hof- räume, Weide- und Futterplätze, Schlachthöfe, Verscharrungs- plätze; ferner auf Lagerstätten für rohe Tierhäute und Haare, Bräunentöpfe, Vorkehrungen, Milchgeschirre, Verpackungsmaterialien und Fahrgeräte.

Vor der Desinfektion müssen alle Streu- und Futtermaterialien, der Dünger, die Futterreste, etwaige Strohpäckchen und Posten- materialien entfernt werden. Die bei der Desinfektion und Reinigung abfließenden Schmutzwässer müssen in die Jauchegruben oder sonstigen Sammelbehälter fließen, um dort noch besonders desinfiziert zu werden; sie dürfen nicht an andere Gehöfte, öf- fentliche Wege, in Brunnen oder sonstige Ruhewasser geleitet werden.

Soll die Desinfektion wirksam sein, so ist vorher eine gründliche Reinigung des Standortes und des Stalles vorzu- nehmen, da ohne sie die besten Desinfektionsmittel verjagen können. Die Reinigung wird zunächst an der Decke, dann an den Wänden und zuletzt am Fußboden vorgenommen. Rufen, Streuen und Bretterverläufe müssen womöglich abgenommen werden. Stallwinkel, Nischen, Fugen, Ritzen, Spalten sind mit ganz besonderer Sorgfalt zu behandeln.

Zur Reinigung nehme man heißes Wasser oder heißes Sei- fenwasser mit Scheuerstab.

Holzteile, welche nicht mit Lackstrich versehen sind, sowie Stein- und Zementteile, sind gründlich zu scheuern und nachher abspülen. Die am Holzwerk haftenden rissigen, faulen oder morschen Teile sind zu entfernen und zu verbrennen; ebenso sind losgelöste Teile des Wandputzes zu entfernen. Gefährliche Holz- teile sind mit heißem Seifenwasser abzuwaschen. Die Hohlbeläge müssen gehörig gesäubert und abgeputzt werden. Ist das Wasser schlecht, so ist es auszugeben und die darunter befind- liche Erde, falls sie durch Ausschwitzstoffe durchfeuchtet ist, aus- zugraben. Ist kein Pflaster oder Bodenbelag vorhanden, so muß die Erde auf mindestens 10 Zentimeter Tiefe entfernt werden.

Wagen, Geschirre, Eimer, Beien und dergl. Geräte sind gründlich mit Seifen- oder Sodaaufguss zu scheuern.

Eiserne oder andere Metallgegenstände sind, wenn dieselben dem Feuer ausgesetzt werden können, durch Erhitzen oder Glähen zu desinfizieren.

Decken, Stride, Gurte, sowie alle feinen, wollenen und baumwollenen Gegenstände, werden in heißes Seifenwasser ge- waschen. Die Leib- und Bettwäsche der Stallbedienten ist auf gleiche Weise zu behandeln.

Nach einer solchen Behandlung des infizierten Stalles ge- nügt es in den meisten Fällen, wenn dann noch Decken, Wände und Fußboden gehörig mit dünner Kalkmilch abgewaschen wer- den; Gitterteile sind mit Teer zu bestreichen.

Ist dagegen der Ansteckungsstoff schwer zerstörbar, wie bei Rost und Milchbrand, so ist noch folgendes Verfahren anzu- wenden:

Die bei der Reinigung des Stalles beiseite geworfenen Streu- und Dünger sind zu verbrennen, ebenso Fut-

ter und Streubehälter, welche im verseuchten Stalle unterge- bracht waren.

Hölzerne und feinerne Gegenstände sind mit bieder Kalk- milch zu bestreichen, Decken und Wände sind am besten abzu- waschen und mit neuem Wandputz zu versehen. Fußböden nebst Abflurflächen werden mit kochend heißem Sodawasser übergossen und alsdann mit Kalkmilch abgewaschen, Eisenteile werden mit 5 Prozent. Karbolsäurelösung desinfiziert oder mit Teer oder Delfarbe bestrichen. Bemerken will ich hier noch, daß in Milchviehställen und Kollereien die Desinfektion mit Kar- bolsäure, Aresol resp. Aresolpräparaten nicht anwendbar ist, weil die Milch nachher den Geruch annimmt und unerträglich wird. Ganz besonders stark und unangenehm wird der Geruch, wenn gleichzeitig Chlorkalk angewendet wird, da sich dann das durchdringend riechende Trichlorcarbol resp. Trichlorfresol bil- det, und seinen üblen Geruch der Milch mitteilt.

Erde- und Sandböden, von welchem die obere Schicht min- destens 12 Zentimeter tief abgegraben ist, sowie die hohen Streu- und Düngerschichten in Schafställen müssen mit frisch gelöschtem Kalk so bestreut werden, daß die obere Schicht davon vollständig bedeckt ist.

Wagen, Schleifen und hölzerne Geräte, auf welchen die Ka- daver der getöteten Tiere, sowie Streu und Dünger aus der Seuchenstallung abgefahren sind, müssen mit 5 Prozentiger Kar- bolsäurelösung abgewaschen werden, ebenso Geschirre aus Leder, jedoch mit Ausnahme der lackierten Teile.

Metallene Gegenstände sind auf kurze Zeit dem Feuer aus- zusetzen.

Leinene, baumwollene und wollenen Gegenstände, sowie die Kleidungsstücke der Stallbedienten müssen durch einstündiges Kochen in siedendem Wasser desinfiziert werden. Wo ein Aus- waschen nicht angängig ist, z. B. Bekleidungsstücke, sind diese Ge- genstände im Desinfektionsapparat mit strömendem Wasser- dampf zu behandeln.

Haare, Wolle, Federn und dergl. müssen verbrannt werden. Die Desinfektion der Hände und Instrumente erfolgt mittels 5 Prozentiger Karbolsäurelösung.

Ist der Stall ziemlich dicht abzuschließen, so kann mit Vor- teil als Einleitung zu den angeführten Reinigungsarbeiten die Raumdesinfektion des Stalles mit Formalin gas angewendet werden.

Landwirtschaft.

— Verhagelter Tabak. Wohl sind die Blätter meist total zertrümmert und daher wertlos. Dagegen treiben, wenn es nicht schon sehr spät ist, die Stengel wieder Geizen, die sich zu brauch- baren Blättern entwickeln. Eine Nachbindung ist aber dabei nicht zu entbehren. Bei frühem Hagel kann bis Mitte Juli noch Tabak nachgepflanzt werden.

— Die Saatarbeit soll auf allen mittleren und schwereren Böden nur in gut abgetrocknetem Zustand vorgenommen werden. Der Boden muß stauben, wenn die Hade durch den Ader geht. Die Ankerstellung dieser Regel schadet allen Pflanzen, am meisten dem Weinstock. Hier kann man oft beobachten, daß der Schaden ungenügendem Hacken den Nutzen überwiegt, also besser gar nicht gehackt worden wäre.

— Das Schröpfen der Getreidebestände wird in der Regel mit der Sichel ausgeführt, doch kann ebenso gut die Sense ver- wendet werden, besonders wenn der Saatenstand durchwegs ein sehr üppiger ist. Beim Schröpfen sind gewisse Rücksichten zu beobachten, von deren Befolgung das gute Resultat dieser Maß- nahme abhängt. Getreidebestände, die auf gutem Boden stehen, können eine tiefere Beschneidung vertragen, während solche Saaten, die auf leichtem Boden stehen, mit aller Vorsicht zu behandeln sind. Durch ein unverständiges Beschneiden wird die Saat oft derartig geschwächt, daß sie sich trotz günstiger Witter- ungseinflüsse nur langsam erholt; statt der erhofften Befreiung des Weides wird gerade das Gegenteil erreicht. Es ist fer- ner darauf zu achten, daß nicht der Herztrieb zerschnitten wird, sondern daß nur die üppig aufgeschossenen Blätter abgeschnitten werden. Jeder Getreidebestand nämlich, der zu weit aufgeschossen ist, besitzt in der Regel mehrere nach oben treibende, dichte ste- hende Blätter, deren Schatten den unteren Stengel verdeckt. Deshalb ist darauf zu sehen, daß beim Schröpfen nur die saftig grünen Blätter entfernt werden, ohne hierbei den Herztrieb zu zerstören. Der Schnitt ist deshalb nicht waagrecht, sondern schräg seitlich, von unten nach oben auszuführen und muß über den Herztrieb hinausgehen.

Ferwirtschaft, Jagd und Kynologie

— Wenn man die Fische auf natürlichem Wege verjüngen will, so müssen die Stämme z. B. des Eintritts der Befamung noch ziemlich geschlossen stehen, weil die schwere Fische, wenn sie reif geworden, nicht weit über die Schirmfläche des einzelnen Baumes hinauskönnen, somit eine volle Befamung der Fläche bei lichter Stellung des Bestandes nicht erwartet werden dürfte. Wenn sich nun aber die Fische in dieser Hinsicht ziemlich ähnlich verhält, wie die Bäume, so ist sie bezüglich der weiteren Behand- lung der Schläge gänzlich verschieden von ihr. Da sie schon im ersten Lebensjahre sehr lichtbedürftig ist, sollte deshalb schon im Herbst nach Samenabfall etwa die Hälfte des Holzvorrats zum Einschlag gebracht werden. Infolge der lichten Stellung des Schläges entwickelt sich dann der Nachwuchs gewöhnlich schnell, so daß man schon im dritten Jahre nach erfolgter Befamung den Antriebsschlag einlegen kann; länger wie bis ins 6. Jahr darf mit demselben aber auf keinen Fall gewartet werden.

— Die Farbe des Dachbühnen soll sein: Schwarz, mit gelb- braunen Abzeichen an Kopf, Hals, Brust, Bauch, Rücken und unter der Rute, außerdem dunkelbraun, goldbraun oder gelb- grau mit dunklerem Rückenstreifen, wie auch aschgrau und sil- bergrau mit dunkleren Flecken (Tigerleopard). Bei den dunk- leren Farben treten fast immer die gelbbraunen Abzeichen auf; doch sollten bei den helleren Farben Nase und Kinnel womög- lich schwarz, die Augen dunkel gefärbt sein. Weich ist höchstens als schwacher, regelmäßig geforderter Streifen auf der Mittel- linie der Brust, vom Brustknorpel abwärts zu dulden.

— Die künstlich aufgezogenen Japanen sollen gegen Ende Juni auf die Aufzugsplätze ausgeführt werden; dieselben fangen meist zu Beginn ihres zweiten Lebensmonats an, aufzubaumen. Die unbedingt notwendigen Pflanzfordernisse sind unausgeglichte Vertilgung aller vierfüßigen und gefiederten Raubzeuges, sowie reichliche Fütterung, um die jungen Japanen vom Auswandern abzuhalten und sie an die Heimat zu fesseln. Ist dann der Winter gekommen, so ist die Befürchtung des Verstreichens nicht mehr von Nutzen.

Obst- und Gartenbau.

Zu den tierischen Schmarotzern der Erdbeere gehören: Der Erdbeerstecher, ein kleiner Rüsselkäfer, der Blüten und Blatt- stengel anfrisst, um seine Eier in diese zu legen. Der genannte Käfer wird am besten durch rechtzeitiges Einsammeln und Verbrennen der abgeworfenen Stengel bekämpft, denn dadurch werden die Waden des genannten Schädlings am sichersten ge- tötet.

— Die Erdbeeren können anfangs Juni noch einen kräf- tigen Dungguh bekommen, dann muß man sie aber mit Gießen und Düngen in Ruhe lassen, da sonst gar leicht die Früchte fau- len. Die Ranken entfernt man, sobald sie erscheinen (abschnei- den, nicht abreißen). Um die Pflanzen zu Holzwohle, Kiefer- oder Tannenweide zu legen, damit die Früchte rein bleiben.

— Was nach der Blüte von den angefallenen Obstfrüchten zu Boden fällt, nicht liegen lassen, sondern sammeln und ver- brennen. J. V. fallen die jungen Zwetschen und Pflaumen nur deshalb so vorzeitig ab, weil die Larve des Pflaumenbohrers darin haust.

— Für die Genügsamkeit des Ephens in Bezug auf die Erde spricht die Tatsache, daß man sehr oft recht äppige, gesunde Pflanzen jahrelang in denselben Töpfen stehen hat, ohne sie auch nur ein einziges Mal zu versetzen, höchstens, daß dann und wann die obere Erde weggenommen und durch etwas frische ersetzt wird.

— Verbenengruppen. Wer billige und dazu schöne, und lange blühende Blütengruppen wünscht, nehme hierzu Verbenen. Am auffälligsten sind solche Gruppen, wenn sie nur von Verbe- nen einer Farbe wie rot, blau oder weiß, hergestellt werden.

— Das Pflanzen der Erdbeeren, das bei größerem Betriebe meist durch Mädchen und ältere Schulkinder — billige Ar- beitskräfte — besorgt wird, wird in der Weise ausgeführt, daß jede Pflanze in 1—2 Reihen aberntet. Die reifen Früchte wer- den hinter der Fruchtstange (Fruchtblattchen) mit Hilfe der Fin- gergabel abgepickt. Als Grundregel gilt: Die Früchte dürfen nicht mit den Fingern in direkte Berührung kommen; einestells, weil dies unappetitlich ist, und anderenteils, weil dadurch das schöne Aussehen der Früchte verloren geht. Es wird auch von manchen Seiten die Anwendung von Bläulichen empfohlen, doch kommen solche bei der Großkultur nicht, wohl aber von manchen Gartenbesitzern zur Anwendung.

Verkehr, Handel und Gewerbe.

* Frankfurt a. M. Fruchtpreise, mitgeteilt von der Preis- notierungsbörse der Landwirtschaftskammer am Fruchtmarkt zu Frank- furt a. M., 11. Juni. Der 100 Kilo gute marktfrische Waare, je nach Qual, also Frankfurt a. M. Weizen, kleiner, neuer, 19.00 bis 19.10 8*3g. Roggen, hies., neuer, 17.50 bis 18.00 1*2g. Gerste, hies. u. Pälzer. M. — bis — 0*0g. Winterweizen M. — bis — 0*0g. Hafer, hies., 17.00 bis 18.00 3*3g. Raps, hies. M. — bis — 0*0g. Mais M. 13.70 bis 13.80 3*3g. Mais Lupula M. 14.00 bis 14.10 2*3g.

Der Umsatz auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch folgende Abrechnungen bezeichnet: 1* geistlos, 2* klein, 3* mittel, 4* groß.

* Die Stimmung auf dem Frankfurter Fruchtmarkt wird durch fol- gende Abrechnungen bezeichnet: 1g flau, 2g abwartend, 3g stetig, 4g fest, 5g sehr fest.

* Mannheim, 11. Juni. Amtliche Notierung der dortigen Börse (eigene Depesche). Weizen, 19.15 bis —. Roggen, neuer, 18.00 bis —. Gerste, — bis 18.00. Hafer, 17.50 bis 17.75. Raps 27.50 bis —. Mais 13.80 bis —.

* Mainz, 8. Juni. (Offizielle Notierung). Weizen 19.50 bis 19.85, Roggen 17.00 bis 17.75, Gerste — bis —, Hafer 17.25 bis 17.80, Raps — bis —, Mais — bis —.

* Diez, 8. Juni. Amtl. Notierung. Weizen, roter, M. — bis —, weißer —, Roggen M. — bis —, Gerste M. — Hafer (alter) M. 0. — bis 0. —, (neuer) M. 17.40 bis —.

* Kartoffeln. Frankfurt a. M., 11. Juni. Kartoffeln in Wagenladung, per 100 Kilo M. 4.20—4.30. im Detailverkauf — — — 5.00—6.00.

* Frankfurt, 11. Juni. Der heutige Viehmarkt war mit 661 Ochsen, 89 Bullen, 861 Kühen, Rindern u. Stieren, 339 Kalben, 316 Schafen und Hammeln 1155 Schweinen, 1 Ziegen, 1 Ziegenlämm. und 0 Schafälämm. besetzt.

Ochsen: a. vollfleischig, ausgemästete höchsten Schlachtwertes bis zu 6 Jahren 78—80 M., b. junge, fleischig, nicht ausgemästete und ältere ausgemästete 71—73 M., c. mäßig genährte junge, gut genährte ältere 68—68. d. gering genährte jed. Alters 60—60 M. Bullen: a. voll- fleischig höchsten Schlachtwertes 70—72 M., b. mäßig genährte jüngere und gut genährte ältere 68—69 M., c. gering genährte 60—60 M. Kühe u. Färjen (Stiere u. Rinder): a. höchst. Schlachtwertes 74—76 M., b. vollfleischig, ausgemästete Kühe höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren 70—71 M., c. ältere ausgemästete Kühe und weniger gut entwickelte jüngere Kühe u. Färjen (Stiere u. Rinder) 52—54 M., d. mäßig genährte Kühe u. Färjen (Stiere u. Rinder) 60—60 M., e. gering genährte Kühe u. Färjen (Stiere u. Rinder) 60—60 M. Rälber: a. feine Mast (Voll- mast) u. beste Sangsäuber (Schlachtgewicht) 98—100 Pf., (Lebendgewicht) 57—60 M., b. mittlere Mast u. gute Sangsäuber (Schlachtgewicht) 89 bis 94 Pf., (Lebendgewicht) 53—56 M., c. geringe Sangsäuber (Schlachtgewicht) 65—70 Pf., (Lebendgewicht) — M., d. ältere gering genährte Rälber (Hefzer) — M., e. Schafe: a. Mastlämmer und jüngere Mastlämmer (Schlacht- gew.) 78 bis 80 Pf., (Lebendgewicht) — M., b. ältere Mastlämmer (Schlachtgewicht) — M., (Lebendgewicht) — M., c. mäßig genährte Lämmel und Schafe (Mastschafe) (Schlachtgewicht) 60—60 Pf., (Lebendgewicht) —. Schweine: a. vollfleischig der feinsten Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1 1/2 Jahren (Schlachtgewicht) 72—80 Pf., (Lebendgewicht) 56 1/2 Pf., b. fleischig (Schlachtgewicht) 71—80, (Lebendgewicht) 55 1/2 Pf., c. gering entwickelte, sowie Sauen und Ferkel 44—66, d. ausländische Schweine (unter Angabe der Herkunft) 60.00.

* Gen. u. Strohmarkt. Frankfurt, 8. Juni. (Amtl. Notierung.) Geru M. 3.80 bis 4.30. — Stroh M. — bis 3.50 per Heutner. Die Preisnotierungsbörse.



Nr. 133.

Mittwoch, den 13. Juni 1906.

21. Jahrgang.

Senta Wolfsburg.

Roman von Elisabeth Borchart.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Nach wenigen Minuten stand ein junges, schlankes Mädchen im Zimmer und verneigte sich errötend vor dem hohen Besuch ihres Vaters.

Graf Maximilian warf einen forschenden Blick auf das liebe Gesicht, das von blondem, schlicht gescheiteltem Haar umgeben war und daraus dunkle, große Augen so unschuldig und sanft wie zwei Sterne leuchteten. Welch anziehendes, anmutiges Bild! Und dazu der verkörperte Gegensatz zu seiner Nichte! Unwillkürlich stieg in ihm der Vergleich auf. Dieses sanfte Mädchen würde ihm gewiß keine Schwierigkeiten machen, die würde nicht aufbegehren und ihren Willen durchsetzen wollen, sondern sich fügen und leicht lenken lassen.

Er kannte Ruth Degenhart von klein auf; sie war ja der verhätschelte Liebling des ganzen Dorfes gewesen, dieser kleine Nachkömmling; denn Pastor Degenharts hatten, entgegen der sonstigen Gewohnheiten bei Pastorsleuten, nur noch einen einzigen Sohn, der zehn Jahre älter als seine Schwester war. Und der Graf wußte, wie sanft, gut und hilfsbereit sie allezeit gewesen war, und hoffte von ihrem Einfluß auf seine Nichte viel.

Jetzt reichte er ihr freundlich die Hand und machte sie in wenigen Worten mit seinem Anliegen vertraut.

Ruth Degenhart strahlte vor Freude. Sie habe sich schon so lange eine Herzensfreundin in der Nähe gewünscht, und sie wäre dem Grafen so dankbar, daß er ihr den Umgang mit seiner Nichte gestattete.

„Am liebsten würde ich Sie sogleich mitnehmen, liebe Ruth, aber das würde den Anschein erwecken, als wenn ich in dieser Beziehung meine Nichte beeinflussen wolle, und ein Zwang wäre gerade hierbei gefährlich. Sie müssen einmal zufällig nach der Wolfsburg kommen, so bald wie möglich natürlich. Sie verstehen mich doch, liebes Fräulein Ruth?“

„Ja, Herr Graf, ich verstehe Sie.“

Damit war diese Angelegenheit für Graf Wolfsburg erledigt. Er begrüßte noch die rundliche Frau Pastorin und entfernte sich dann erleichterten Herzens.

Am nächsten Tage machte sich Ruth Degenhart nach der Wolfsburg auf. Das Herz klopfte ihr ein bißchen bänglich, wie es einem zu ergehen pflegt, wenn man eine neue Bekanntschaft machen, ja gewissermaßen suchen soll.

Sie hatte Senta bisher nur einigemal in der Kirche im Patronatsherrenstuhl neben ihrem Onkel sitzen sehen und immer nach dem schönen jungen Mädchen hinblicken müssen. So bittere Vorwürfe sie sich auch über dieses Absehen und Störenlassen in ihrer Andacht gemacht hatte, so waren ihre Blicke immer wieder hinübergewandert. Sie fühlte sich von diesem ernsten, stolzen und doch lieblichen Gesicht ungemein angezogen und wünschte nichts sehnlicher, als die persönliche Bekanntschaft dieser jungen, erst seit kurzem auf der Wolfsburg weilenden Komtesse machen zu dürfen.

Nun sollte sich dieser Wunsch überraschend schnell erfüllen. Aber wie würde sie empfangen werden?

In ihrem leichten, weißen Sommerkleide, den runden Strohhut auf den blonden Haaren, betrat sie den Park.

Ihr Weg führte sie am Schwanenteich vorüber. Sie hatte einige Semmelbroden eingesteckt, um die Schwäne zu füttern. In langen Furchen, mit stolz geblähten Flügeln und edelgebogenem Hals zogen die schönen Tiere heran und nahmen aus der Hand des jungen Mädchens die Brosamen. Ruth Degenhart war so vertieft in dieses Spiel, daß sie Schritte, die sich dem Teich näherten, gänzlich überhörte, bis plötzlich eine schlanke, schwarze Gestalt vor ihr stand.

Erschrocken wandte sie sich um und blickte in das Gesicht derjenigen, um deren willen sie nach der Wolfsburg gekommen war.

Senta musterte das fremde junge Mädchen, das sie noch niemals gesehen hatte, verwundert und zugleich angezogen von deren Lieblichkeit. Was wollte die Fremde hier, wie kam sie dazu, die Schwäne zu füttern, was sonst stets nur ihre Aufgabe und ihr Spiel gewesen war?

Ruth Degenhart suchte in ihrer ersten Verlegenheit vergebens nach einem passenden Wort. Zu Hause hatte sie sich wohl etwas zurecht gelegt, aber sie war nicht darauf gefaßt gewesen, Senta Wolfsburg so plötzlich gegenüberzustehen.

„Wo wollen Sie hin?“ fragte Senta endlich, nachdem sie sich sekundenlang schweigend gemustert hatten.

„Ich will auf die Wolfsburg.“

„Auf die Wolfsburg? Zu wem denn, wenn ich fragen darf?“

Jetzt blitzte es in Ruths Augen, die bisher unverwandt auf ihrem Gegenüber geruht hatten, schelmisch auf:

„Zur Komtesse Senta Wolfsburg.“

„Ah!“

Auch um Sentas Mundwinkel zuckte es. „Ich fürchte — Sie werden den Weg umsonst gemacht haben.“

„Umsonst?“

„Ja — denn dort — existiert keine — Komtesse Senta Wolfsburg.“

„Wie das? Ich hörte doch — daß —“

„Hahaha!“ Senta lachte hell und melodisch auf. „Sie müssen sich verhört haben. Auf der Wolfsburg befindet sich zurzeit nur ein ganz gewöhnliches Menschenkind, und — wenn Sie etwa zu dem wollen — das steht vor Ihnen.“

„Senta Wolfsburg!“ rief Ruth nun, ohne sich zu bedenken, und streckte dem jungen Mädchen die Hand hin. Ihre Verlegenheit war mit einem Schlage fort.

Senta ergriff sie und drückte sie leicht.

„Also zu mir wollen Sie wirklich?“ fragte sie.

„Ja — ja — zu Ihnen wollte ich — ich sah Sie einigemal in der Kirche,“ antwortete Ruth mit leuchtenden Augen und brennenden Wangen, „und wünschte mir schon lange, Sie kennen zu lernen.“

„Ah — wie seltsam. Aber — Sie kommen mir bekannt vor — ich muß Sie schon gesehen haben.“

„Das ist wohl möglich — es wird ebenfalls in der Kirche gewesen sein.“

„Ja — ja richtig — ach — nun weiß ich es. Sind Sie etwa Fräulein Degenhart, die Tochter des alten ehrwürdigen Pastors, der so schöne, zu Herzen gehende Worte zu sprechen weiß?“

„Die bin ich.“

„Und Sie kommen zu mir? — Sie wollen mich besuchen? Welchem Umstande verdanke ich das?“

Ruth wurde bei dieser Frage rot und verlegen. Sie wollte nicht sagen, daß sie auf des Grafen Wunsch gekommen sei; denn sie hatte ihn richtig verstanden, aber lügen konnte sie auch nicht. Zwar war es schon lange ihr sehnlichster Wunsch, eine Freundin und Altersgenossin zu haben; die Dorfmadchen, die ihrem Bildungskreis so fern standen, konnten es nicht sein, aber sie hätte niemals gewagt, sich Senta Wolfsburg zu nähern, wenn der Graf sie nicht darum gebeten haben würde.

„Der Herr Graf war gestern bei uns,“ antwortete sie.

„Der Herr Graf — mein Oheim? Und der veranlaßte Sie dazu?“ fragte Senta ebenso überrascht wie enttäuscht.

„Er gestattete mir, daß ich Sie besuchen dürfte. Mein Vater hat ihm wohl früher erzählt, daß ich mich so sehr nach einer Altersgenossin sehnte, und — da schlug er mir vor — zu Ihnen zu kommen. Sonst hätte ich es doch nicht gewagt.“

„Nicht gewagt? Ist denn ein so großes Wagnis dabei? Sie tun, als ob ich eine Prinzessin wäre, der man sich nicht ungestraft nähern dürfe. Ich bin aber nicht weiter und nichts mehr als Sie, und wenn Sie mich als etwas Höheres ansehen wollen, dann ist es besser, Sie lehren lieber sogleich wieder um.“

„Senta!“

„So ist es recht — so gefällt es mir.“

„Darf ich denn wirklich so sagen?“

„Aber natürlich, wie denn sonst?“

„Und Sie — wollen mich Ruth nennen?“

„Ruth — ja — welch hübscher Name! Also Ruth — eigentlich verdanke ich Ihre Bekanntschaft meinem Oheim, aber sei es drum — ich freue mich — denn auch ich gestehe es gern ein, daß mir eine Altersgenossin gefehlt hat. Kommen Sie also zu mir, so oft Sie wollen und können, und — auch ich möchte gern einmal in Ihr Heim, in das weinumrannte Pastorhaus kommen. Es liegt so traulich unter den alten Linden im Dorfe.“

„Wie würden sich meine Eltern freuen, wenn Sie kämen!“ rief Ruth, ganz beseligt von dem unverhofft warmen Empfang.

Senta nahm ohne weiteres Ruths Arm und zog ihn durch den ihren. „Nun kommen Sie mit nach der Wolfsburg und machen wir dort auf meiner einsamen Klausel einen offiziellen Besuch, nicht? Wie glücklich wäre ich, wenn ich Sie auch zu meinen Eltern führen könnte.“

„Nicht traurig sein, liebe Senta,“ bat Ruth, als sie es in Sentas Jüngen vor Schmerz zucken sah. „Sie haben ja so viele, die Sie lieb haben.“

„Lieb haben? Hier — hat mich — niemand lieb.“

„Das ist ja unmöglich — zum Beispiel ich — habe Sie jetzt schon lieb.“

„Jetzt schon?“ Nun lachte Senta wieder. „Das ist allerdings etwas schnell. Lernen Sie mich nur erst kennen, dann haben Sie mich sicherlich nicht mehr lieb.“

„O, wie können Sie so sprechen! Man muß Sie ja lieb haben!“

„Meinen Sie?“

Senta sah in die treuherzig blauen Augen des blonden Pastorfindes, und sie wußte, daß dieses Mädchen sie ins Herz schließen würde.

„Ich habe viele Fehler — ich kann unausstehlich sein.“

„Das letztere glaube ich nicht, und zu den Fehlern müssen wir uns alle bekennen. Einen Menschen ohne Fehler kann man vielleicht wie einen Heiligen verehren, aber man kann ihn nicht lieben.“

Senta blickte gedankenvoll zu Boden. „Es mag wohl so sein, wie Sie sagen, doch nicht jeder ist geschaffen, des anderen Fehler liebevoll zu ertragen — aber wir beide — mir ist es, als müßten wir gut miteinander fertig werden. Doch — da sind wir ja im Schlosse. Seien Sie willkommen und treten Sie ein.“

Senta führte das junge Mädchen in ihr Zimmer, stellte es der alten Brigitte vor und zeigte lachend die große Puppe, die sie dem Irrtum ihres Oheims zu verdanken hatte.

Als Ruth endlich in das Pfarrhaus zurückkehrte, waren zwei Stunden verfloßen. Sie war von dem Erlebten so voll, daß sie den ganzen Tag von nichts anderem als von Senta Wolfsburg sprach, bis der Pastor sie lächelnd ermahnte, daß es doch auch noch andere Personen gebe, die ihrer Liebe wert wären.

Änftiges Kapitel.

Seit diesem Tage waren die beiden jungen Mädchen fast täglich zusammen. Sie hatten sich an einer verschwiegenen Stelle im Park in der Nähe des Schwanenteiches, wo sie sich zuerst gesehen, ewige Freundschaft geschworen, mit jener glühenden Begeisterung, mit der man in diesem Alter Mädchenfreundschaften schließt. Sie nannten sich bereits „du“, vertrauten sich ihre kleinen Kümmernisse und Sorgen gegenseitig an, lachten und scherzten zusammen.

Ja, Senta hatte wirklich in der kurzen Zeit lachen gelernt.

Graf Wolfsburg hatte es einigemal mit Staunen bemerkt, wenn er zufällig Zeuge bei einer Begegnung der beiden Freundinnen war. Er freute sich über diese Veränderung, die er Ruths Einfluß verdankte. So gab es doch etwas auf der Wolfsburg, das Senta den Aufenthalt hier wert machte; vielleicht vergaß sie darüber ihre hochfliegenden, ehrgeizigen Pläne.

Nur eine Wahrnehmung verursachte ihm, der nun einmal das Beobachten angefangen hatte, Mißbehagen. So heiter und herzlich Senta mit ihrer Freundin verkehrte, so ernst und wortkarg zeigte sie sich ihm gegenüber. Auf seine Fragen bekam er zwar jedesmal eine höfliche, aber sehr kurze Antwort, an eine eingehendere Unterhaltung war nicht zu denken.

Nun hatte er ja eine solche nie gewünscht, er selbst war bei der Mittagstafel stets sehr einsilbig und eilig gewesen. Jetzt, nun die Saatzeit beendet war, gönnte er sich wieder mehr Ruhe und Zeit und hielt es für seine Pflicht, sich auch mehr als bisher um sein Mündel zu kümmern. Traf er jedoch zufällig außerhalb der Tischzeit mit ihr zusammen, so hatte sie es jedesmal sehr eilig, aus seiner Nähe fortzukommen, ja es schien sogar, als ob sie ihm direkt auswich. War das Schen? Trotz? —

Die Folge dieser Wahrnehmung war, daß er Fräulein von Rupert sehr zum Staunen der Dame, zu sich beschied und sie fragte, ob seine Nichte sich nun besser eingelebt hätte.

Die würdige Dame verschwieg es klugerweise, daß es ihr durchaus nicht gelingen wollte, sich des jungen Mädchens Herz zu erobern. Sie ließ nur durchblicken, daß sich seit ihrer letzten Unterredung mit ihm nichts geändert hätte, daß die Komtesse von einem Zwange nichts wissen wollte und sie einen regelmäßigen Unterricht, wie sie ihn für nötig hielt, noch immer nicht habe durchsetzen können. Auch daß Senta sich viel zu viel ihren Gesangsstudien widmete und sich gänzlich ihrer, der Hausdame, Gesellschaft entzöge, flocht sie so nebenher ein.

„Das kann so nicht weiter gehen — ich werde ein ernstes Wort mit meiner Nichte reden.“

Damit hatte der Graf sie gnädigst entlassen, und das Fräulein rieb sich zufrieden die Hände: endlich hatte sie ihn so weit.

Doch das Neben eines ernstes Wortes mit seiner Nichte fiel höchst sonderbar aus und gar nicht so, wie Fräulein von Rupert es sich gewünscht hätte.

Bei der nächsten Mittagstafel, ganz knapp vor der Beendigung derselben, meinte er nur so beiläufig, daß es ihm erwünscht wäre, Senta beschäftige sich etwas mit den Wissenschaften und Sprachen. „Du hast es ja so bequem hier mit Fräulein von Rupert, die dir darin behilflich sein wird“, sagte er zu ihr. „Auf einem täglichen Spaziergange kannst du dich auch in der französischen Sprache üben. Nicht wahr, Fräulein von Rupert?“ wandte er sich darauf an die Erzieherin. „Sie bestimmen wohl einige Stunden am Tage in denen regelmäßig dies und jenes Fach getrieben wird?“

Senta war über diese Anordnung ganz verblüfft und sprachlos. Wie kam der Onkel, der sich bisher nie um sie gekümmert hatte, plötzlich dazu, über ihre Zeit zu bestimmen? Ein Blick in das Gesicht der Hausdame, das unsicher eine gewisse Genugthuung verbergen konnte, verriet ihr die Urheberin, und sie war empört. Also hinter den Onkel hatte sie sich gestellt, um ihr das bühnen Freiheit und ihre Freude an ihren Gesangsstudien so rauben! Sie wußte genau, daß die wissenschaftlichen Stunden so eingerichtet werden würden, daß die Zeit ihres Gesangstudiums darüber zum Teil verloren gehen mußte.

Bei Tisch, in Gegenwart des Onkels, unterdrückte sie jedes Zeichen von Unwillen, aber nach Tisch war ihr erster Gang zu Ruth, der sie ihr Herz ausschüttete. Dem künftigen Zuspruch der Freundin gelang es, sie zu beruhigen. Es werde so arg nicht sein, und Zeit zum Singen werde ihr immer noch bleiben, meinte Ruth.

„Ich muß aber singen, wenn mein Herz mich dazu treibt, und kann mich nicht an eine bestimmte Stunde binden. Auch meine schöne Streifereien im Park verlieren durch die Gegenwart der mir unsympathischen Dame an Reiz.“

„Du kannst außerdem ja noch allein im Park umherstreifen.“

(Fortsetzung folgt.)



Ameisen als Gartenkünstler. Am Amazonasstrom in Brasilien, dem durch herrliche Urwaldgegenden rauschenden gewaltigen Fluß, zeigen weite Gebiete ganz besondere Eigenheiten im Leben der Pflanzen- und Tierwelt. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Botanik und der Zoologie ist die Anlage von hängenden Gärten durch Ameisen. Professor Wille, der Berliner Botaniker, hat sich auf einer Reise in das Amazonasgebiet auch mit diesem interessanten Phänomen eingehender befaßt und nennt diese Anlagen „Blumengärten der Ameisen“. Wie die Ameisen — es sind besonders zwei Gattungen derselben — ihre Gärten anlegen, ist interessant genug. Die ersten Anlagen der Nester bilden formlose Anhäufungen von Erde auf Bäumen und Sträuchern, ein ziemlich einfaches, nicht großes Gebäude, das innen mit zahlreichen Kammern durchsetzt ist. In das vorläufig so konstruierte Nest schleppen die Ameisen nun Samen bestimmter Pflanzen und tragen, sobald diese Samen Wurzel geschlagen haben, immer mehr Erde hinzu, mit welcher sie die Wurzeln kunstvoll umgeben. Die Pflanzen erhalten daher Erde genug und auch die Ausscheidungsprodukte der Ameisen selbst geben ihnen reichlich Nährstoff, so daß sie sich üppig entwickeln können. Manche dieser Pflanzen treiben dann wieder Ausläufer, die an passenden Stellen Gelegenheit zur Anlage neuer Ameisenester geben, und so entsteht oft an ein und demselben Baum eine ganze Kolonie solcher Nester, so daß man in dem Baum ein Paradies schwebender Gärten oder Blumenampeln erblickt. Die Nester werden zum Teil dicht am Boden, teils höher, sogar bis zu 30 Meter Höhe, angelegt und nehmen oft, je nach den in ihnen kultivierten Pflanzen, riesige Dimensionen an, mit einem Durchmesser von mehreren Metern und einem Gewicht wohl von einigen Zentnern. Und trotz der Mannigfaltigkeit der von den Ameisen gepflegten Pflanzen ist es doch ein fest umschriebener Kreis von 14 Pflanzenarten (die sieben Familien angehören), welche als spezielle Ameisenanpflanzungen gelten dürfen. Der Gesamtanblick dieser Ameisengärten ist ein wundervoller und charakteristisch für die Landschaft des Amazonasgebiets.



Merkwürdiges vom Schlaf erzählt Oskar Frichet in seiner Plauderei, die er in den Haushold Words veröffentlicht. Es wird oft behauptet, daß wir unser Leben durch zu vielen Schlaf verschwenden, und ein Vortragender suchte kürzlich seine Zuhörerschaft davon zu überzeugen, daß man nur fünf Stunden täglich im Bett zubringen soll. In Chicago gibt es sogar einen „Schlaflosenverein“, dessen Mitglieder verpflichtet sind, nur vier Stunden zu schlafen. Der Begründer dieses Klubs erklärte: „Millionen Leute schlafen zu lange und zu fest. Der Schlaf ist ein Beweis der Trägheit, und faule Leute können wir in Amerika nicht brauchen.“ Gegen eine allzu große Rigorosität gegenüber dem Schlaf wenden sich aber sehr entschieden die Ärzte. Wie gefährlich es ist, die für den Schlaf nötigen Stunden zu sehr zu kürzen, zeigt der Fall des Millionärs Edward Bain aus Wisconsin. Länger als 16 Jahre hat er in keinem Bett geschlafen; der Schlaf stößt ihm so großen Schrecken ein, daß er sich vor dem Einschlafen fürchtete, weil er dann sterben könnte. Als junger Mann wollte er gern ein großes Vermögen zusammenbringen und gab alle Vergnügungen und jede Gesellschaft auf, um sich nur noch diesem Ziel seines Lebens zu widmen. Er arbeitete zwanzig Stunden täglich und hielt in den noch bleibenden vier nur ein kurzes Schlüsschen auf seinem Sofa im Kontor. Da er diese Le-

bensführung fast zwanzig Jahre fortsetzte, konnte er schließlich überhaupt nicht mehr schlafen. Die Ärzte rieten ihm zur Landarbeit, da sie hofften, die schädhliche Feldarbeit würde ihn so ermüden, daß er dann Schlaf finden könnte. Er tat, wie ihm geraten war, aber auch das half nichts. Die Krankheit wurde immer schlimmer, und nachdem er sechzehn Jahre an Schlaflosigkeit gelitten hatte, brach er eines Tages tot zusammen. Ein ähnlicher Fall wird aus Glasgow berichtet. Ein Buchhalter in Glasgow, der auch viel Geld verdienen wollte, beschränkte seinen Schlaf auf 5½ Stunden. Allmählich aber litt auch er infolge dessen an Schlaflosigkeit, sein Gehirn arbeitete Tag und Nacht, und seit zwei Jahren hat er sich nicht ausgezogen und ins Bett gelegt. . . . Zu viel Schlaf ist freilich nicht minder gefährlich als zu wenig Schlaf. Thomas Hitchens, ein junger Bankbeamter in London, schlief zu lange, was schließlich außerordentliche Wirkungen hatte. Seine Geschäftsstunden waren von zehn bis vier Uhr. Um 10 Uhr abends ging er ins Bett und schlief bis acht Uhr Morgens, also täglich zehn Stunden. Da ihm das nicht genügte, ging er eine Stunde früher ins Bett und stand eine Stunde später auf. Am 29. Mai 1904 ging er wie gewöhnlich zu Bett und ist seit der Zeit nicht erwacht, aber die Ärzte hoffen, ihn heilen zu können. Daß man jahrelang schlafen und doch dabei leben kann, haben schon mehrere Fälle bewiesen, so auch der einer jungen Dame in Warschau, die seit dem 21. Dezember 1896 schläft und sich in einem Zustand der Empfindungslosigkeit befindet. Wenn sie gelegentlich erwacht, leidet sie körperlich und geistig so schwer, daß ihre Eltern froh sind, wenn sie wieder einschläft. Sie wird mit Milch und Brühe ernährt. Ärzte aus allen Teilen der Welt haben sie behandelt; sie stehen vor einem Rätsel, und manche zweifeln daran, daß sie je geheilt wird. Sie erwachte eines Tages in Gegenwart eines Arztes, der sie fragte, was sie im Schlaf empfinde, worauf sie erwiderte: „Im Schlaf trennt sich meine Seele von meinem Körper und geht in eine andere Welt. Ich erhebe mich in die Unendlichkeit, himmlisches Licht umgibt mich, und ich höre Sphärenmusik.“



Vergessene Schönheitsmittel. Hatten die Frauen früherer Zeiten wirklich einen Teint wie Milch und Blut, wie ihn z. B. die Miniaturen von Englehart und Cosway, die Bilder von Gainsborough und Romney, die Milchmädchen von Greuze zeigen? Und wenn die Modelle dieser Künstler wirklich so wunderbare Farben hatten, wo sind dann die Geheimnisse ihres Toilettenkultes geblieben? So fragt ein Londoner Blatt und gibt seinen Lesern einige Aufklärungen über diesen interessanten Punkt. Die Frauen des 18. Jahrhunderts, die uns so unvergleichlich schön erscheinen, hatten die alten Schönheitsgesetze studiert, die der Geschichte des Orients angehören. Diese sind dann von den folgenden Geschlechtern vergessen worden und ihnen verloren gegangen; von vielen können wir keine Kunde mehr erhalten. Zu den berühmtesten kosmetischen Mitteln des Orients gehörte der Oleadbalsam oder Melkabbalsam. Dieser Balsam war sehr teuer; er war buchstäblich sein Gewicht in Gold wert; denn er kostete 6000 Mk. das Pfund, wurde aber nur in ganz geringen Dosen gebraucht. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts konnten sich unternehmungslustige Damen diesen Balsam noch beschaffen. So wird berichtet, daß Lady Mary Wortley Montagu sich etwas davon aus Konstantinopel mitbrachte; als sie sich abends vor dem Zubettgehen ihr Gesicht gründlich damit einrieb, ganz nach der Vorschrift, fand sie zu ihrem größten Schreck am nächsten Morgen, daß ihre Backen rot und geschwollen waren, als wenn sie an heftigen

Bahnstrecken litten, und ihre Schönheit war einstweilen gestört. Aber nach wenigen Tagen schwand die Geschwulst, und ihre Freunde versicherten, sie sähe viel besser aus. Für ihre Schönheit war besonders den Frauen des alten Rom nichts zu schwer oder zu langweilig. Viele legten sich nichts einen Brei aus Brotkrumen und Eismilch aufs Gesicht, der dann morgens entfernt wurde und der Haut eine hochgeschätzte frische und weiße Farbe gab. Sehr wirksam, wenn auch unangenehm, war das Aufbinden von frischem Fleisch, besonders von Kalbfleisch, auf Gesicht und Hände. Der Saft von Himbeeren und Erdbeeren wurde auch zum Waschen der Haut gebraucht, und Milch verlieh ihr eine samtene Weiche. Unsere Großmütter und Urgroßmütter brauchten auch viel destillierte Wasser, die sie sorgfältig selbst nach heute vergessenen Rezepten früherer Zeiten bereiteten. (Beim Lesen dieser Erinnerungen denkt aber wohl so mancher mit uns, daß es das wenigst schlimme Unglück, wenn diese Mittel verloren gingen! Naturgemäße Lebensführung und ein jungbleibendes Herz sind noch durch alle Jahrtausende die sichersten „Schönheitsmittel“ gewesen! D. Reb.)

Giftmorde in der Geschichte. Der Giftmord ist wohl eine der ältesten und die gefürchtetste Form aller Verbrechen. Zu gewissen Zeiten, im alten Rom, im 16. und 17. Jahrhundert der modernen Geschichte hatte er eine solche Ausdehnung gewonnen, daß sich niemand mehr sicher fühlte. Ohne Geräusch, heimlich, schleichend, unsichtbar und unentdeckbar tötete das Gift die Menschen, ein unsichtbarer und unsichtbarer Feind. Damals konnte die Chemie noch nicht die Gifte bestimmen, noch nicht ihre Existenz nachweisen. Die Justiz war machtlos. Heute vermag die Wissenschaft wohl die einzelnen Stoffe zu analysieren, die sich etwa noch in den Eingeweiden der Opfer finden oder äußere Veränderungen zurückgelassen haben. Aber das Verbrechen ist stärker als die Wissenschaft. Manchen Giften gegenüber ist alles Wissen machtlos; Digitalis, Atropin, Convallaria, alle Gifte, die auf das Herz wirken, lassen keine Spuren zurück, da diese Substanzen auch in kleiner Menge eingegeben dem Schlag des Herzens förderlich sind, und in großen Mengen genossen einen Herzschlag hervorrufen, ohne sich

mit dem Blute zu mischen. Das ist der Stoß eines unsichtbaren Dolches, der ins Herz trifft. Das Verbrechen schreitet mit der Wissenschaft Schritt für Schritt vor; es steht im Schatten und muß alle ihre Entdeckungen aus. Früher gingen die Giftmischer empirisch vor. Locusta versuchte in Gegenwart Neros ihre Gifte an Sklaven. Sie hatte eine genaue Kenntnis der Pflanzen und ihrer Wirkungen, wie sie die heilkundigen, Kräuter suchenden Frauen seit langem besaßen. Auch später noch haben gerade solche Kenntnisse der Natur, wie sie der Mediziner primitiver Völker sich erwirbt, zur Entdeckung von Gift geführt; so bedienten sich die Indianer Amerikas jenes furchtbaren Curare, mit dem sie ihre Pfeile benetzten, so daß sie bei der geringsten Berührung töteten. Auch die Quaregs, die in der Wüste Nordafrikas leben, haben eine große Erfahrung in Giften, und sie töteten ihre Feinde, indem sie die Brunnen, aus denen sie trinken mußten, durch eine giftige Pflanze, wahrscheinlich durch Koloquinte, vergifteten. Lucrezia Borgia scheint wohl zuerst durch alchimistische Mischungen und Versuche Gifte bereitet zu haben. Ihre Antarella war ein weißes Pulver, das wohl aus einem arsenikhaltigen Salz bestand. Das Aqua Toffana, das die Borgias ebenfalls benutzten, war etwas Ähnliches. Die Hochrenaissance verstand dann noch auf raffiniertere Art zu töten: durch den Duft vergifteter Blumen, durch Handschuhe und Parfüms. Von Katharina von Medici erzählt man, sie hätte sich eines Messers bedient, dessen Klinge nur an einer Seite vergiftet war, so daß sie damit einen Apfel oder eine Orange zerschneiden konnte, deren eine vergiftete Hälfte ihren Feind tötete, während sie selbst die andere Hälfte ohne jede Gefahr aß. Die großen Giftmischerinnen der späteren Zeit, die so schnell und geschickt reiche Erbkinder und lästige Ehemänner verschwinden ließen, die Brinbilliers, die Boisin, benutzten wohl auch ein Arsenikpulver, das ihnen irgend ein Alchimist im heimlichen Laboratorium bereitete. Der belgische Giftmischer de Bocarmé löste Nikotin in dem Kaffee seiner ahnungslosen Opfer auf, und Mme. Jonniaux, die Gelbin des großen Giftmischerprozesses vor einigen Jahren, wandte Morphinum an, das sehr schnell wirken kann, aber auch ganz langsam, und die Opfer fast gar nicht belästigt.

Zur Kranken- und Kinderpflege:

Hervorragende Nähr- & Kräftigungsmittel.

Puro Feichsaft. Liebig's Fleisch-Extrakt. Liebig's Fleisch-Pepton. Maggi's Bouillonkapseln. Dr. Michaelis Eichel-Kakao. Kassel. Haferkakao. Kakao Houten. Gaedtko. lose ausge- wogen v. Mk. 1.20 bis 2.40 d. 1/2 Ko.	Somatose. do. flüssig Haematogen. Tropon. Roborat. Plasmon. Sanatogen. Tutulin Lactagol. Hartenstein'sche Leguminosen. Malzextrakt. Dr. Theinhard's Hygama. Pepsin-Weine. Sämtliche Mineralwässer.
---	--

Hafers-Nähr-Kakao,
vorzügliches Nahrungs- u. Genussmittel
bei Verdauungsschwäche, chronischem
Magen- u. Darmkatarrh, 1/2 Ko. M. 1.20.

Kinder-Nährmittel.

Nestle's Kindermehl. Kufke's Müller's Kindernahrung. Mellin's do. Theinhard's do. Knorr's Hafermehl. Reismehl. Gerstenmehl. Opel's Nährzwieback Quaker oats. Arrow root.	Kondensierte Milch. Vegetabilische Hygama. Soxhlet. Milchzucker. Soxhlet. Nährzucker. Pegnin. Malzextrakt. Medizinal Tokayer. Medizinal Leberthran.
--	---

Chem. reiner
Milchzucker

per 1/2 Kilo Mk. 1.—.

Kinderpflege-Artikel.

Soxhlet- Apparate und sämtliche Zubehörteile. Milchflaschen. Milchflaschen. Garnituren. Gummisauger. Spielschnuller. Zahnringe. Beissungen. Veilchenwurzeln. Badeschwämme. Kinderzahnbürsten. Ohren- schwämmchen. Hyg. Windeltücher.	Wasserdichte Betteinlagen. Gummi- Windelbörschen. Bruchbänder. Clystier- spritzen. Nabelpflaster. Hefipflaster. Sämtl. Badesalze. Badethermometer. Kinderpuder. Lanoform- Streuapulver. Kindereräme. Byrolin. Wundwatte Hyg. Mundserviett.
--	---

Kinderseife,
garantiert frei von allen scharfen und
ätzenden Bestandteilen, hervorragend
durch absolute Milde und Reizlosigkeit,
deshalb unschätzbar für die empfindliche
Haut der Kinder.
Stück 25 Pfg., Karton à 3 St. 70 Pfg.

Sämtliche Nährmittel gelangen nur in ganz tadelloser frischer Ware zur Abgabe, da dieses in der
Kranken- und Kinderpflege von weitgehendster Wichtigkeit ist.

Chr. Tauber, Nassovia-Drogerie, Kirchgasse 6.

1428
Telephon
717.